
Unsere Liebe Frau

Grundzüge marianischer Spiritualität

Dominik Matuschek / München

Neben der Wohnungstür unserer Jesuitenkommunität in München befindet sich ein kleines, gerahmtes Bild. Es zeigt die *Madonna della Strada* – Unsere Liebe Frau vom Weg. Es ist ein nüchternes, unaufdringliches Bild der Mutter mit ihrem Kind. Das Original findet sich in einer Seitenkapelle der Mutterkirche der Gesellschaft Jesu, *Il Gesù* in Rom. Vielleicht machen schon diese äußeren Umstände deutlich: Maria ist an der Seite, ist mit auf dem Weg, mit allen Menschen, hin zu Gott. In guter Tradition der Gesellschaft Jesu ließ unser Novizenmeister die Großen Exerzitien im Noviziat an Maria gewidmeten Tagen beginnen und enden: Maria, Mutter der Gesellschaft Jesu (22. April)¹ und eben Unsere Liebe Frau vom Weg (24. Mai).

Ohne Frage macht es einen Unterschied, ob Maria, die Mutter Jesu, in der eigenen Spiritualität einen Platz hat, oder ob sie nicht vorkommt, jedenfalls nicht in besonderer Weise. Damit meine ich gar nicht eine besondere Trennlinie innerhalb derer, die an Christus glauben. Als sich nach der Reformation 1517 die Konfessionen deutlicher gegeneinander abzuheben versuchten, mag die Verehrung Marias ein Markenzeichen der katholischen Kirche gewesen sein. Längst hat sich dieses Bild erweitert, und für viele Menschen aller christlichen Konfessionen hat Maria eine Bedeutung auch für das eigene Leben. Nur exemplarisch sei auf den lyrischen Zugang einer *Dorothee Sölle* zu Maria hingewiesen.²

Schwierig ist es aber, die vielfältigen Erscheinungsformen marianischer Spiritualität zu fassen. Schon der Ausdruck „Spiritualität“ selbst hat bekanntermaßen ein so weites Bedeutungsspektrum erlangt, dass er kaum mehr auf einen Begriff zu bringen ist. Selbst wenn in Wendungen wie „Spiritualität des Ostens“ oder „Ordensspiritualität“ offensichtlich eine größere Anzahl von Menschen umfasst werden soll, handelt es sich eher um ein diffuses Bild als um einen klaren Begriff. Zudem wird immer häufiger von individueller, ja individualistischer Spiritualität gesprochen, bei der jeder und jedem selbst überlassen bleibt, was sie und ihn in geistlichen Dingen umtreibt. Hier liegt auch ein Schlüssel für die folgenden Überlegungen: Wenn es, vom Wortsinn her, bei Spiritualität wirklich um das geht, was mit dem Geist Gottes zu tun hat, dann wird es immer eine

¹ Vgl. P. Köster, *Maria, Mutter der Gesellschaft Jesu*, in: JESUITEN 2007/3, 5.

² D. Sölle, *Maria: Eine Begegnung mit der Muttergottes*. Freiburg i. Br. 2005.

„Schwebe“ (vgl. Gen 1,2) geben müssen zwischen dem Einzelnen und einer Gemeinschaft, zwischen individuellen, durchaus charismatischen Zügen von Spiritualität und solchen, die ausdrücklicher das Gemeinsame und Verbindende zum Ausdruck bringen.

So ist es auch mit Maria, der Mutter Jesu. Über Maria ist viel gedichtet und gesungen, nachgedacht und theologisiert worden. Gerade das „Marianische Jahrhundert“ zwischen der Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis 1854 und des Dogmas ihrer Aufnahme in den Himmel 1950 bietet eine unüberschaubare Fülle an konkreten Formen der Marienverehrung, die alles von kleinen Betzettelchen bis hin zu gewaltigen Wallfahrten zu entsprechenden Marienheiligtümern umfassen. Das Wort *de Maria numquam satis* schien sich zu bewahrheiten. Dieser Überschwang ließ spätestens in der Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils deutlich nach, und damit auch viele Einseitigkeiten der Marienverehrung. Eine gewisse Bedeutung dürfte gehabt haben, dass die Konzilsväter kein eigenständiges Dokument über Maria verfassten, sondern das achte Kapitel der Konstitution über die Kirche *Lumen gentium* Maria widmeten. Für Karl Rahner SJ, einen der maßgeblich hinter dieser Entscheidung stehenden Konzilstheologen, war damit klar, dass Maria zuerst von der Kirche her zu verstehen ist, keineswegs als eine eigenständige Größe neben den anderen Gläubigen. Zwar kommt ihr durchaus ein einmaliger Platz in der Geschichte Gottes mit den Menschen zu, wie Rahner auch deutlich herausstellt – wer aber wäre in Gottes Augen ersetzbar? Wessen Lebensgeschichte kann – und soll – nicht auch eine Heilsgeschichte werden?³

So wird deutlich, dass es nicht nur *eine* Form marianischer Spiritualität geben kann. Der Geist wirkt (in) Beziehungen, die sich immer persönlich gestalten – sowohl individuell als auch über die eigene Person zur anderen hinausgehend. Doch vielleicht lassen sich gerade in dieser Verbindung einige Grundzüge marianischer Spiritualität ausmachen. Im Folgenden sollen drei Lebensabschnitte Marias betrachtet werden: Bis sie zur Mutter Jesu wurde, ist in Maria zunächst ein jüdisches Mädchen zu sehen; mit der Schwangerschaft wurde Maria zur Wegbereiterin Christi; mit der Vollendung seines Lebens hat Jesus die Mutterschaft Marias über sich hinaus erweitert.

Die Jüdin Maria

Der Jahreslauf bietet eine ganze Reihe von liturgischen Festen und Gedenktagen, die der Mutter Jesu gewidmet sind. Ihren Ursprung haben diese Feste in der Lebensgeschichte Jesu. Aus den ersten Jahrhunderten gibt es keine Quellen

³ Vgl. D. Matuschek, *Konkrete Dogmatik. Die Mariologie Karl Rahners*. Innsbruck 2012, 252–278.

über eine besondere Marienverehrung. Das Gedenken an Tod und Auferstehung Jesu wird dagegen durch die jährlichen Osterfeiern und die wöchentliche Feier des Sonntags als Herrentag bezeugt. Im Laufe der Zeit kommen die Gedenktage der Märtyrer dazu, deren Lebenshingabe ebenfalls als Zeugnis für Jesus gesehen wird. Noch im fünften Jahrhundert ist die Verehrung der Blutzeugen, etwa in Rom, ausgeprägter als die Marienverehrung. Dennoch beginnt die Kirche im Lauf der Zeit, zusätzlich zur Feier von Tod und Auferstehung weitere Einzelheiten des Lebens Jesu in den Blick zu nehmen. Spätestens die Einführung des Weihnachtsfestes richtet hier den Blick auf Maria, die Mutter Jesu. Bald kamen weitere Feste dazu, aus unterschiedlichen Gründen: die Frage nach dem Tod und der Auferstehung Marias führte dazu, ihre Entschlafung zu feiern, auf die das heutige Fest der Aufnahme Marias in den Himmel (15.08.) zurückgeht. Andere Gedenktage basieren auf bestimmten Marienerscheinungen; auch gibt es den Fall, dass ein im außerbiblischen Jakobusevangelium berichtetes Ereignis gefeiert wurde, nämlich die Darbringung der kindlichen Maria im Tempel (21.11.) – eine Analogie zur Darbringung Jesu im Tempel (vgl. Lk 2,22–25).⁴

Allerdings: Während es für die Darbringung von Mädchen keine Weisung im jüdischen Gesetz gibt, ist die Darbringung der erstgeborenen Jungen sehr wohl vorgeschrieben (Ex 13,2.15; Num 18,15f.). Auch die Reinigung einer Frau, die ein Kind geboren hat, wird vom Gesetz des Mose gefordert (Lev 12,2–8). Für eine marianische Spiritualität ist festzuhalten, dass sie nicht ohne Bezug zum Judentum sein kann. Für den Evangelisten Lukas ist es wichtig, dass Jesus der Sohn einer gesetzestreuen jüdischen Mutter war.

In der Treue zum Gesetz und zur Überlieferung liegt damit ein erster Grundzug marianischer Spiritualität. Maria befolgte die Vorschriften des Mose gemäß der Auslegung, die zu ihrer Zeit gängig war. Sie verstand sich vom überlieferten Judentum her und sah in der Befolgung der Gebote den Willen Gottes. Dass ihr Sohn als „Sohn des Höchsten“ (Lk 1,32) vom Heiligen Geist empfangen ist, änderte für Maria nichts daran, dass sie – wie alle anderen jüdischen Frauen – das Reinigungsopfer darbringen sollte. Dass sie schon vor diesem Opfer reiner war als alle anderen Anwesenden, ist nicht der entscheidende Punkt. Maria stellte sich bewusst in die Tradition ihres Volkes und reihte sich unter alle anderen Mütter ein. Hier wird man Parallelen zur Taufe Jesu erkennen können: „Zusammen mit dem ganzen Volk ließ auch Jesus sich taufen.“ (Lk 3,21) Maria beteiligte sich an dem, was für alle üblich und geboten war. Selbstverständlich nahm sie in dem Rahmen, der ihr als Frau möglich war, am religiösen Leben ihres Volkes teil.

So lange der Tempel bestand, war er ein Mittelpunkt des jüdischen Kultes. Dort wurden täglich Opfer dargebracht, und dorthin sollten die gläubigen Juden

⁴ B. Kleinheyer, *Maria in der Liturgie*, in: W. Beinert / H. Petri (Hrsg.), *Handbuch der Marienkunde*. Regensburg 1984, 404–439, hier: 425.

zu bestimmten Anlässen kommen. Diese konnten sowohl individuell sein, wie die Geburt eines Kindes, oder das ganze Volk betreffen, was zu den großen Wallfahrten führte. Vor dem Hintergrund des religiösen Kalenders ist zu verstehen, warum Maria im Zusammenhang mit dem jährlichen Pessach-Fest erwähnt wird. Sie hat offensichtlich an den Wallfahrten nach Jerusalem teilgenommen (Lk 2,41–51). Auch hier wird sie deutlich als Glied des jüdischen Volkes, als Tochter Abrahams gesehen.

Dem jüdischen wie dem christlichen Festkalender ist es eigen, dass er eine Verbindung zwischen historischen Ereignissen und ihrer regelmäßig wiederkehrenden Feier schafft. Die einzelnen Begebenheiten werden nicht nur erinnert, sondern in gewisser Weise vergegenwärtigt. Beispielhaft ist die Beschreibung des ersten Pessach im zwölften Kapitel des Buches Exodus, bei der gleichzeitig mit der Einsetzung der Feier auch angeordnet wird, dass sie von nun an jährlich zu begehen sei. Deutlicher zeigt es sich auch im „Heute“ (Ex 13,4), das im Buch Deuteronomium zuhauf vorkommt und im „lukanischen Heute“ wiederkehrt. Das Einmalige gewinnt bleibenden, schließlich ewigen Charakter.

Diese Verbindung von Zeit und Ewigkeit, von Geschichte und Gedenken zeigt sich in gleicher Weise an der Person Marias; wenn Ereignisse aus ihrem Leben uns zu einer ähnlichen Verbindung einladen, ist dies nur verständlich. So kann ein in der Bibel berichtetes Ereignis Grund für liturgisches Gedenken bieten, genauso aber eine Marienerscheinung oder ein Moment an der Person Marias, bei dem man von der Zeit in die Ewigkeit blicken kann.⁵ Vielleicht ist es gewagt, diesen Grundzug marianischer Spiritualität jüdisch zu nennen. Doch würde ohne den Blick auf Maria als Jüdin in konkreter Zeit und in konkreten Umständen etwas fehlen: Maria – nicht ohne Israel⁶.

Die Christin Maria

Ein zweiter wesentlicher Zug marianischer Spiritualität ergibt sich aus dem ersten. Als Jüdin wird Maria erwählt, die Mutter Christi zu werden. Damit bildet sie den Beginn der Kirche, die ja berufen ist, Christus zur Welt zu bringen und ihn ihr zu bezeugen. So sehr für eine marianische Spiritualität ein Bewusstsein um die jüdischen Wurzeln und die Traditionen des Volkes Israel von Bedeutung sind, bleibt doch Maria nur von Jesus Christus her zu verstehen. Ganz von ihrem Sohn her und ganz auf ihn hin, ist sie nicht nur der Höhepunkt der jüdischen Tradition, sondern auch die erste Vertreterin des Christentums.

⁵ Als Beispiel für eine biblische Erzählung sei Mariä Heimsuchung (02.07.), für eine Marienerscheinung sei Unsere Liebe Frau von Lourdes (11.02.) genannt, und schließlich Unbefleckte Empfängnis – die natürlich auch historischen Charakter hat – als Exempel für ein „Ideenfest“ (08.12.).

⁶ Vgl. G. Lohfink / L. Weimer, *Maria – nicht ohne Israel. Eine neue Sicht von der Lehre der Unbefleckten Empfängnis*. Freiburg i. Br. 2008.

Diese einmalige Position führt allerdings zu Fragen und Schwierigkeiten. In den ersten Jahrhunderten, als die Christen noch verfolgt wurden, gab es wenig Beschäftigung mit Maria, zumindest ist uns wenig überliefert. Der Fokus christlichen Glaubens lag auf Tod und Auferstehung Jesu, wie es sich auch im Blutzeugnis der Märtyrer ausdrückte. Die Christen feierten in erster Linie Ostern, den Herrentag und die Gedenktage der Märtyrer. Abgesehen von Maria waren die ersten als Heilige verehrten Christen Nikolaus von Myra im Osten und Martin von Tours im Westen, Bischöfe, die durch ihre Barmherzigkeit, ihre Tatkraft und ihre Demut Respekt und später Verehrung erlangten.

Was kann uns aber Maria über das Christ-Sein sagen? Die Evangelien berichten nicht, ob sie als Märtyrerin starb – eine entsprechende Verehrung hat es auch nie gegeben. Ebenso schweigen sich die Evangelien aus, auf welche Weise Maria die Lehren ihres Sohnes befolgte, mit der Ausnahme, dass Lukas uns erzählt, dass Maria nach Ostern mit den anderen Jüngern zusammen gebetet hat und daher beim Pfingstereignis ebenfalls anwesend war. Beten sollte aber für einen Christen nicht so außergewöhnlich sein, dass er dafür das Beispiel Marias als Ansporn braucht.

So nimmt es nicht wunder, dass die Kirche eine Weile gebraucht hat, um zu entdecken, welche Bedeutung Maria im Heilsplan Gottes hat. Sie dient nicht in dem Sinne als Vorbild, als dass wir uns an ihrer Fürsorge für die Armen oder ihrer Missionsarbeit oder an ihrem Martyrium ein Beispiel nehmen können. Von alldem wissen wir nichts. An Maria entdeckte die Kirche andere Dimensionen des Christ-Seins. Christ wird man normalerweise durch die Taufe, oder zumindest durch den Wunsch, getauft zu werden. Wir wissen nicht, ob Maria je getauft worden ist. Es stellt sich auch die Frage, welche Wirkung die Taufe bei ihr haben sollte. Eine Eingliederung in die Kirche? Wenn wir Kirche von *ekklesia*, dem ursprünglichen Begriff des Neuen Testaments, her verstehen, ist wohl kein Mensch stärker in einer auserwählten oder aus der Menge herausgerufenen Position als Maria. In umfassenderem Sinn als sie kann man nicht mit Christus verbunden sein. Dabei macht es keinen Unterschied, welche biblische Umschreibung von Kirche wir zugrunde legen.

Nehmen wir etwa den Begriff des „Volkes Gottes“, sehen wir in Maria eine Vertreterin des Volkes Israel, die – ganz in der Tradition stehend – die Größe des Gottes Israels erkennt: „Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten.“ (Lk 1,50) Diese Worte aus dem *Magnificat* weisen schon darauf hin, dass das Erbarmen Gottes über das Volk Israel hinausgehen kann. Der Evangelist Lukas erzählt, dass die schwangere Maria diese Worte spricht, als sie ihre ebenfalls schwangere Verwandte Elisabeth besucht. Die Szene, in der sich die Mutter des letzten Propheten – Johannes’ des Täuflers – und die Mutter des verheißenen Retters begegnen, bildet einen Schlüssel für ein richtiges Verständnis von „Volk Gottes“: Sowohl die Bedeutung des Volkes Israel als auch der umfas-

sendere Heilswille Gottes, der alle Menschen als sein Volk willkommen heißt, werden angesprochen.

Ähnliches gilt von der Bildrede vom „Leib Christi“ (Röm 12; 1 Kor 12; Eph 4; Kol 1). Wer aber könnte enger – auch körperlich – mit Jesus verbunden sein als seine eigene Mutter? Ihre Schwangerschaft begründete sich in ihrer gläubigen Bereitschaft, sich auf den unbegreiflichen Willen Gottes einzulassen. Diese Haltung ermöglicht erst, dass Gott Maria zur Mutter seines Sohnes macht. Die Mutterschaft Marias war nicht nur eine biologische Angelegenheit, ihr Körper war nicht nur technisch der Ort, an dem das göttliche Wort Fleisch annahm bzw. – noch nüchterner – das Fleisch, das bei der Fleischwerdung des Wortes den Rohstoff lieferte. Natürlich kann man die Verbundenheit Marias mit Jesus auch durch diese *facta bruta* ausdrücken. Dann ist bei ihr die Rede vom „Leib Christi“ nicht einmal als Bild zu verstehen, weil tatsächlich eine körperliche Verbundenheit da wäre, also ein Kirche-Sein, das noch über das Bild bei Paulus hinausgeht. Schließlich ist bei Paulus nicht gemeint, dass alle Christen als Körperteile am Leib Christi im biologischen Sinne vom gleichen Blut durchflossen werden. Vielmehr geht es um die Einheit in Verschiedenheit: Jede und jeder gehört auf eigene Weise zu Christus, und erst in der Kirche zeigt sich der ganze Christus. Bei Maria bedurfte es nicht der Taufe, um in die Gemeinschaft der Kirche, die Gemeinschaft mit ihrem Sohn eingegliedert zu werden. An Maria lässt sich ablesen, dass nicht das äußerlich vollzogene Ritual, sondern der Glaube das wesentliche Moment des Christ-Seins darstellt. Durch die Taufe wird der Christ also in die Beziehung eingegliedert, die Maria zu ihrem Sohn schon von Anfang an hatte.

Eine weitere Wirkung der Taufe ist die Reinigung von Sünde und Schuld. Paulus verdeutlicht die Tragweite der Erlösung, die durch Christus geschehen ist, indem er einen Vergleich zwischen dem *Alten Adam* und Christus als dem *Neuen Adam* zieht (1 Kor 15,21ff.). Adam lebte zunächst in Harmonie mit Gott. Durch seine Sünde zerstörte er aber nicht nur die eigene ungetrübte Beziehung zu Gott, sondern die aller folgenden Generationen. Der entscheidende Punkt ist die Gegenüberstellung von Sünde und Errettung, was Paulus an Adam und Christus namentlich festmacht. Er macht deutlich, dass erst nach der Erlösung durch Christus erkennbar wird, wovon wir eigentlich erlöst wurden. In drastischen Worten zeichnet Paulus daher den sündigen Adam, um den erlösenden Christus umso deutlicher erscheinen zu lassen: „Da nämlich durch einen Menschen der Tod gekommen ist, kommt durch einen Menschen auch die Auferstehung der Toten.“ (1 Kor 15,21) In dieser Zuspitzung auf zwei Personen, die in sich alle anderen Personen einschließen (Adam die Sünder, Christus die Erlösten) kommt es zur klaren Aussage: „Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren.“ (Röm 3,23)

Für die ersten Jahrhunderte genügten der Kirche die Aussagen des Neuen Testaments. Zu den Anfängen einer kirchlichen Lehre über die Sünde, oder ge-

nauer die Erbsünde, kam es erst mit *Augustinus*. Der Gedanke, dass seit Adam alle je geborenen Menschen mit Erbsünde behaftet sind, ist jedenfalls zu einer Lehre geworden, hinter die die Kirche nicht mehr zurückgehen konnte und wollte. Unter Bezug auf die Sündenlehre bei Paulus wurde die Erlösungsbedürftigkeit aller Menschen (erst von der Erlösung her ist Sünde erkennbar) gelehrt. Von daher ist es erstaunlich, dass die Betrachtung der Person Marias im Laufe der Jahrhunderte zu einer anderen Einsicht gelangt ist. Die Erkenntnis, dass Maria nicht mit der Erbsünde behaftet ist, hat eine lange, komplizierte Geschichte innerhalb der Kirche und ihrer Theologie.

Ihren formalen Schlusspunkt fand diese Geschichte am 8. Dezember 1854. *Papst Pius IX.* erklärte, „daß die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch die einzigartige Gnade und Bevorzugung des allmächtigen Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechts, von jeglichem Makel der Urschuld unversehrt bewahrt wurde, von Gott geoffenbart und deshalb von allen Gläubigen fest und standhaft zu glauben ist.“⁷ Die Urschuld oder Erbsünde ist also auch bei Maria ein Thema. Auch bei ihr wäre zu erwarten gewesen, dass der „Makel der Urschuld“ an ihr haftet, und sie bildet in dieser Erwartung zunächst keine Ausnahme, sondern ist als Mitglied der Menschheitsfamilie in diese Verstrickung der Sünde gestellt. Nun hat Gott aber doch eine Ausnahme gemacht. Die Bewahrung vor der Erbschuld ist ein Privileg, das anscheinend nur Maria zukommt. Es ist bemerkenswert, dass es nicht heißt, dass Maria erlöst worden ist. Eine Erlösung hätte bedeutet, dass Maria einst – oder wenigstens grundsätzlich – in einer sündigen Verfassung gewesen sein müsste, bevor Gott sie davon befreit hätte.⁸ Das ist jedoch – zumindest bei Maria – nicht der Fall; wenigstens an ihr wird deutlich, dass der Mensch als solcher nicht mit der Urschuld behaftet sein muss, nur weil er nach Adam geboren ist. Der Grund dafür ist ebenfalls im Dogma angegeben: Es sind die Verdienste Christi. Maria wurde nicht in einem Zustand bewahrt, wie er vor dem Sündenfall herrschte (und über den keine letzte Klarheit zu gewinnen ist, nur theologische Spekulation). Maria wurde nicht ins Paradies zurückversetzt und aus der normalen Geschichte herausgenommen. Sie blieb eingebunden in die Geschehnisse der Welt, wie auch wir. Gott handelte an Maria aber schon vorausschauend auf ihren Sohn und dessen Erlösungswerk. Ihre Freiheit von Urschuld ist damit nicht als unhistorischer Neuanfang zu verstehen, durch den Gott die mit Sünde behaftete Geschichte der Menschheit negiert. Gerade umgekehrt nimmt die Bewahrung Marias vor der Urschuld diese Schuld ernst, sieht sie aber im Blick auf die Erlösungstat Christi. Und vom Kreuz

⁷ H. Denzinger, *Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen*. Freiburg i. Br. ⁴⁴2014 (DH 2803).

⁸ K. Rahner, *Das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens und unsere Frömmigkeit*, in: *GuL* 27 (1954), 100–108.

her kann Maria aus den Verstrickungen der Sünde und den Fesseln des Todes herausgenommen werden. Nichts anderes geschieht aber in der Taufe, die den Täufling mit dem Tod Jesu vereint und damit mit seiner Auferstehung. Wichtig für das Verständnis von Erlösung ist hier, dass Jesus nicht nur in die Zukunft wirken kann, sondern – wenigstens in diesem Fall – auch auf die Vergangenheit. Dabei ist es gleichgültig, ob die eigentliche Erlösung in der Menschwerdung Jesu oder dem Kreuzestod oder der Auferstehung gesehen wird: Maria wurde deutlich vor diesen Ereignissen empfangen und genoss die Früchte einer Zukunft, die ihr nicht klar sein konnten.

Hier wird vielleicht am deutlichsten, wie Maria mit Recht Christin genannt werden kann. Die Taufe verbindet den Christen zutiefst mit dem Tod und der Auferstehung Jesu und lässt ihn daran teilnehmen, macht ihn Christus darin ähnlich. Dazu ist keine existenzielle Erfahrung von Leiden und Tod erforderlich, keine Verstrickung in persönliche Sünden. Hier zeigt sich die unbedingte Zuwendung Gottes. Natürlich erfahren wir diese Zuwendung in den Momenten deutlicher, wo wir ihrer unserem Empfinden nach bedürfen. Gott ist aber nicht auf unsere Schuld oder unsere Umkehr angewiesen, um uns in seine Gemeinschaft aufzunehmen. Tatsächlich ist es genau andersherum: Erst nachdem er uns liebend angenommen hat, können wir eigentlich erkennen, wie unser Leben vorher war. Mehr noch als in der Taufe zeigt sich an der Unbefleckten Empfängnis, dass alle Initiative immer von Gott ausgeht und er selbst es ist, der uns zu einer Antwort im Glauben fähig macht.

Prinzipiell und fundamental ist das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen also ein reines oder positives, in dem die Sünde und die Erbschuld keinen Platz haben. Ein erlöstes Leben ist also nicht unbedingt eines, bei dem Gott in seiner Gnade nicht nur die schreckliche Urschuld Adams beglichen und möglichst viele persönliche Sünden vergeben hat. Diese negativen, schuldhaften Aspekte menschlichen Daseins sind keine Bedingungen für Gott. Der Mensch lässt sich nicht nur als Sünder denken, der Blick Gottes auf den Menschen kann ganz frei davon sein. Der heilige *Ignatius von Loyola* bringt es auf den Punkt, wenn er sein Exerzitienbuch mit dem *Prinzip und Fundament* anfangen lässt: „Der Mensch ist geschaffen, um Gott unseren Herren zu loben, ihm Ehrfurcht zu erweisen und ihm zu dienen und mittels dessen seine Seele zu retten; und die übrigen Dinge auf dem Angesicht der Erde sind für den Menschen geschaffen und damit sie ihm bei der Verfolgung des Ziels helfen, zu dem er geschaffen ist.“⁹ Auf Maria zu blicken, heißt, den Vorrang Gottes und sein Initiative anzuerkennen. Damit zeigt sich zugleich, dass es eine Verbindung gibt zwischen Anfang und Ziel, zwischen

⁹ *Geistliche Übungen* 23, in: Ignatius von Loyola, Gründungstexte der Gesellschaft Jesu. Übers. von P. Knauer. Würzburg 1998 (Deutsche Werkausgabe; 2), [= GÜ, mit Angabe der Absatznummer, nach dem spanischen Autograph], 38.

Schöpfung und Erlösung, wie es eine Verbindung zwischen dem Volk Israel und dem Christentum gibt.

Maria, die Mutter

Ein dritter Grundzug marianischer Spiritualität ist der Aspekt der Mutterschaft Marias. Es handelt sich bei dieser Mutterschaft aber nicht nur um eine biologische Tatsache, sondern auch um eine Beziehung im Glauben. Sicher ist Maria der erste Mensch gewesen, der Christus in sein Leben aufnahm. Sie tat das in jedem Fall in einer körperlichen Weise während der Schwangerschaft. Diese wäre aber nicht möglich gewesen, wenn sie nicht auch von ihrem Herzen her bereit gewesen wäre, sich auf das Wagnis Gottes einzulassen. Die Beziehung zu Jesus änderte sich nach der Schwangerschaft, wie es bei allen Müttern der Fall ist. Das Kind ist nicht mehr in der vertrauten Sicherheit des eigenen Körpers geborgen, die Mutter kann nicht mehr jeden Herzschlag wahrnehmen, sondern muss sich trennen und das Kind der Unsicherheit der Außenwelt überlassen. Dies ändert nichts an der Mutterschaft, stellt sie nur auf eine andere Basis.

Maria kommt in den Evangelien nicht so oft vor, wie mancher Marienverehrer sie wohl gerne sehen würde.¹⁰ Von daher lässt sich aus den Texten wenig darüber sagen, wie sich die Beziehung zwischen Jesus und seiner Mutter gestaltete. Wenn man bedenkt, dass die Evangelisten in erster Linie das öffentliche Auftreten des erwachsenen Jesus berichten, kommt seine Mutter aber doch überraschend häufig vor. Die Evangelien zeigen uns zumindest, dass Jesus zeitlebens eine Beziehung zu seiner Mutter hatte, dass die Mutterschaft Marias also nicht nach der menschlich notwendigen Phase der ersten Lebensjahre obsolet geworden ist. Das geht natürlich nur, wenn wir die Evangelien als einander ergänzende und ausdeutende Texte lesen. Nach den Kindheitsgeschichten bei Lukas, in denen der biologische und genealogische Aspekt der Mutterschaft Marias im Vordergrund steht (Herkunft aus dem Volk Israel, Schwangerschaft, Geburt, Erziehung Jesu in jüdischem Sinne), kommt im Johannes-Evangelium nur die Beziehung zwischen dem erwachsenen Jesus und seiner Mutter zur Sprache, und damit eher der moralische Aspekt ihrer Mutterschaft. Nicht ohne Grund wird die Erzählung von der Hochzeit in Kana (Joh 2) unter anderem zwei Aussagen haben: Zum einen grenzt sich Jesus von seiner Mutter ab und versteht sich von seiner eigenen Mission, seiner „Stunde“ her. Zum anderen wirkt Jesus sein erstes Wunder, nachdem es von seiner Mutter in die Wege geleitet worden war – wobei sie lediglich das Problem aufzeigte und dann alles ihrem Sohn überließ: „Was

¹⁰ So geht *Ignatius* davon aus, dass Jesus nach seiner Auferstehung zuerst seiner Mutter erschien, dann erst den anderen Frauen, vgl. GÜ 299 [→ Anm. 9]. Das entspricht durchaus der Beziehung Jesu zu Maria.

er euch sagt, das tut!“ (Joh 2,5) Jesus handelt also souverän und nicht als Muttersöhnchen, und doch führt die Intervention Marias dazu, dass sich die von Jesus erwartete „Stunde“ als gekommen erweist, oder jedenfalls im Voraus wirkt.

Die eigentliche „Stunde“ beginnt bei Johannes mit dem letzten öffentlichen Auftreten Jesu (Joh 12,23), zeigt sich in den letzten Gebeten Jesu zum Vater (Joh 17,1) und setzt sich im Passionsgeschehen fort. Auch hier kommt Maria vor, und die Bedeutung der Mutter-Sohn-Beziehung zeigt sich am deutlichsten bei der Kreuzigung Jesu, wie Johannes sie berichtet. Der sterbende Jesus vertraut seine Mutter und seinen Lieblingsjünger einander an. Ohne Frage kommt dieser Handlung eine große Tragweite zu, denn zum letzten Mal schafft Jesus eine neue Beziehung zwischen Menschen, bevor er – die Schrift erfüllend – seine Sendung vollendet. Die Tradition erkennt in dieser Szene mehr als nur die Sorge Jesu um die Altersversorgung seiner Mutter, die dem geliebten Jünger anvertraut wird. Es geht hier nicht nur um ein Pflegeverhältnis zwischen zwei Erwachsenen, auch nicht um eine Beziehung zwischen einer Schwester und einem Bruder im Glauben, wie die grundsätzliche Gleichheit aller Kinder Gottes („Ihr alle aber seid Brüder“, Mt 23,8) bzw. die Liebe der Jünger Jesu (Joh 15,9–17) vermuten ließen. Bei vielen Kirchenvätern findet sich der Gedanke, dass der Lieblingsjünger stellvertretend für alle Gläubigen, die ganze Kirche, steht. Und umgekehrt: Alle Gläubigen dürfen in Maria nicht nur eine Christin und Schwester im Glauben erkennen, sondern auch die Züge einer Mutter. Bei diesem gewaltig ausgedehnten Begriff von Mutterschaft, bei dem Jesus alle, die zu ihm gehören – in paulinischer Sprache: den ganzen „Leib Christi“ – Maria anvertraut, ist meines Erachtens die Reihenfolge zu beachten, in der Jesus die beiden Seiten verbindet. Zuerst ist Maria aufgefordert, sich des Lieblingsjüngers anzunehmen, danach erst soll der Jünger in Maria seine Mutter erkennen. Darin will ich durchaus auch eine Aussage zu unserer Beziehung zu Maria sehen: Ihre Mutterschaft besteht schon, bevor wir sie (an)erkennen. Außerdem ist ihre Mutterschaft keine Bevormundung oder Einengung, wie die erwähnte Szene in Kana schon zeigt.

Es ist ein erwachsenes Verhältnis zu Maria möglich. Das schließt eine „kindliche Liebe“ nicht aus, die sich vielleicht aus der eigenen Kindheit fortsetzt und reift, ohne die Beziehung Mutter-Kind grundsätzlich in Frage zu stellen. Ein erwachsenes Verhältnis kann in Maria aber auch eine Mitstreiterin erkennen, etwa im Kampf um die Würde des Menschen und insbesondere der Frau. Der Text des *Magnificat* bietet genug Anknüpfungspunkte für einen Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit. Maria an der Seite der Armen und Entrechteten zu sehen, mit ihren Worten auf den Lippen ein Ende von Gewalt und Ausbeutung zu fordern – auch das ist ein erwachsenes Verständnis von Marias Mutterschaft.

Gerade in Lateinamerika ist dieser Zug marianischer Spiritualität bedeutend. Nachdem die Anfänge der Missionierung dort von Zwang, Gewalt und Missachtung der Menschenwürde geprägt waren, änderte sich die Situation mit der

Marienerscheinung in Guadalupe 1531. Bis heute ist die Jungfrau von Guadalupe ein Zeichen von Trost und Hoffnung. Ähnliches gilt für Aparecida 1717 in Brasilien. Kein Wunder, dass auch die Aussagen von *Papst Franziskus* über Maria, etwa am Ende seines Schreibens *Evangelii gaudium* nicht nur als frommer Anhang erscheinen, sondern sich auf den Trost und die Kraft der Mutter Jesu verlassen.

Aber Maria ist auch in ihrer mütterlichen Rolle nicht einfach festzulegen. Die Vielfalt der Aussagen und Bilder in der Lauretanischen Litanei etwa geben einen Anhaltspunkt, welchen Reichtum Maria bietet. Das jeweils eigene Verhältnis zu ihr mag Elemente aus der Tradition aufnehmen, kann aber auch weit darüber hinausgehen.

Wer in der Gesellschaft Jesu leben will – im weiten Sinne des Wortes als Christ wie im engen als Jesuit –, wird auch eine Beziehung zu Maria haben. Denn sie verweist uns auf seine Herkunft aus dem Volk Israel; sie zeigt in einmaliger Weise, wie Gott die Menschheit annimmt und befreit; und sie öffnet uns einen Blick auf die Zukunft, in der alles erfüllt ist, was sie im *Magnificat* besingt. In diese Zukunft möchte Maria uns als gute Mutter begleiten.